

Pommersche Heimat

Einzelnummer 5 Pfg.

Monatsbeilage zur Fürstentümer Zeitung, Köslin.

Einzelnummer 5 Pfg.

Herausgegeben in Verbindung mit dem Landesverein Pommern des Bundes Heimatschutz.

Einsendungen für den redaktionellen Teil sind an die Geschäftsstelle des Bundes Heimatschutz, Landesverein Pommern, Stettin-Grünhof, Pöhlitzerstr. 69, zu richten.

Nr. 6. — 2. Jahrgang.



Erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats im Verlage des Stettiner General-Anzeigers.

Inserate kosten die Nonpareille-Zeile 75 Pf. Aufträge sind an die Expedition des General-Anzeigers für Stettin und die Provinz Pommern, Neuer Markt 3—4, zu richten.

Stettin, im Juni 1913.

Heimat und Schule.

Von Heinrich Schumann (Hamburg).

In der gesamten Bildungsarbeit an der heranwachsenden Generation bricht sich immer sieghafter der Gedanke Bahn, daß alle wahre Bildung sich nur auf heimatkundlicher Grundlage vermitteln läßt. Die Anschauung und Beobachtung der heimatlichen Natur und Kultur wird unter diesem Gesichtswinkel das wichtigste Bildungsmittel. Heimat und Menschengeschlecht werden bei einer solchen Bildungsmethode gleich gut fahren. Ein Mensch, dessen Bildung in der heimatlichen Natur und Kultur wurzelt, sieht die Heimat in einem ganz anderen Lichte als der, der den heute noch herrschenden scholastizistischen und formalistischen Bildungsweg hat wandeln müssen. Er ist mit allen Fasern seines Wesens an die heimatliche Natur intellektuell und gemütlich gefesselt, und die Kultur der Heimat löst seine eigne Kulturenergie. Und deshalb klingen die Bestrebungen aller heimatlichen Vereine und Arbeitsgruppen letzten Endes in die großen Bildungsafforde aus. Das ist der Punkt, von dem aus auch sie allein die Welt bewegen können.

Einem Irrtum muß ich von vornherein entgegen treten: als ob ein durch das Prinzip der durch die Heimat gegebenen Anschauung bestimmter Unterricht den Gesichtskreis verenge. Partikularismus, Spießbürgertum und Kleinstaaterei machen aber auf anderem Boden. Je anschaulicher ein Unterricht ist, je mehr er zu den Dingen selbst führt, desto weiter wird der Gesichtskreis des Menschen. Ein Unterricht, der die Jugend in unmittelbare Beziehung zu den Dingen selbst setzt, muß unter allen Umständen von größerer geistiger Tragweite sein, als ein Unterricht, der nur mit Worten operiert. Es ist nun aber ganz selbstverständlich, daß diese un-

mittelbare Beziehung zu den Dingen nur allein in der heimischen Natur und Kultur gefunden werden kann. In höheren Schulen mag man vielleicht die Möglichkeit haben, das humanistische Bildungsideal der Jugend durch eine Komreise begreiflich zu machen, die gesamte Jugend der Volksschule ist während ihrer Bildungszeit an die Heimat gekettet. Die Dinge der Heimat sind die ihnen allein zugänglichen Anschauungs- und Beobachtungsobjekte. Und deshalb ist die geistige Beschäftigung mit den Dingen der Heimat der Radius, mit dem der Gesichtskreis jedes Menschen geschlagen werden muß. Und der in der Heimat heimisch gewordene junge Mensch wird auch den großen Angelegenheiten der Nation und der Volkswirtschaft nicht mit spießbürgerlicher Ratlosigkeit gegenüberstehen. Denn ihm fehlt das Charakteristikum des Spießbürgers, die Begriffsstumpfheit. Durch die Beschäftigung seiner Sinne und seines Geistes mit dem Werden und Vergehen der heimischen Natur, durch das lebendige Erfassen heimischer Kulturprozesse ist ihm natürliches und kulturelles Werden kein Buch mit sieben Siegeln geblieben. Jeder natürliche Vorgang, alle kulturelle Arbeit hat er lebendig erfasst, weil er sie an den Dingen selbst erlebt hat, nicht aus Büchern gelernt hat. Dadurch wächst sein Geist zu jener Höhe, der den Kulturprozeß an sich begreift, der nicht sein eigenes kleines Ich als das Wesentlichste im Leben betrachtet, weil ihm alle andern Dinge und Wesen verschlossen geblieben sind. Nur so wächst das Kulturinteresse zu sachlicher Höhe empor. Und damit ist das Serum im menschlichen Geist entwickelt, das dem fürchtbaren Wüten des Beschränktheitsbazillus Einhalt gebietet.

Es wird deshalb alles darauf ankommen, ob es uns gelingt, unser ganzes Bildungswesen so weit und tief wie möglich mit der unmittelbaren An-

schauung und Beobachtung der heimischen Natur und Kultur zu durchdrängen. Eine Reihe verheißungsvoller Keime sind in den letzten Jahren aufgebrochen. Etwas ganz Wunderbares ist es, wie die Jugend aus sich heraus selber den Weg zur Heimat findet. Ich denke da an die Jugendvereine, die wie der „Wandervogel“ aus eigener Kraft den Weg zur heimischen Natur suchen und finden. Die Heimatvereine, besonders die Heimatschutzvereine, wollen die Menschen die Heimat achten und ehren lehren, und nun fügt sich auch die Schule dieser großen Bewegung ein, deren Radien von allen Seiten auf das eine Zentrum Heimat zuweilen und von ihm wieder auslaufen und ausmünden in alle Lebensgebiete und Bildungsmöglichkeiten hinein. Es ist natürlich eine gewaltige Aufgabe, das die Schule und besonders die Großstadtschule sich stellt.

Einmal rückt die Natur uns in der Großstadt immer weiter aus den Sinnen, und die Kulturarbeit schließt sich immer absichtlicher von der Beobachtung aus, eine Folge der Entwicklung des Großbetriebes. Dann aber handelt es sich um ungeheure Schülermassen, denen ohne Ausnahme die unmittelbare Beobachtung das Fundament der Bildung sein soll. Es ist infolgedessen nötig, daß hier eine Organisation geschaffen wird, die an die Umsicht und Einsicht aller Beteiligten die größten Anforderungen stellt. In allererster Linie wird es darauf ankommen, in allen Beteiligten, in den Staats- und Gemeindebehörden, in den Vorständen von Vereinen und Institutionen, in den Direktionen industrieller und natureller Unternehmungen und nicht zuletzt in allen Privatleuten die Überzeugung lebendig zu machen, daß sie in dem Maße, wie sie die unmittelbare Beobachtung des ihnen unterstehenden Teils der Heimat und der heimatlichen Arbeit der Jugend zugänglich machen, daß sie in demselben Maße mit-

Hans Hoffmann.

Von Prof. Dr. L. Teich.

„So etwas kann auch nur in Pommern vorkommen!“ wettete mein Freund, ein aus Schlesien eingewandertes Stettiner, als man uns in einer unserer Waldwirtschaften zumute, von einem tatsächlich hochgradig unsauberen Tisch aus unser Mittagessen zu uns zu nehmen. Mir als gutem Pommer gab seine Behauptung einen Stich. Ich widersprach denn auch sofort, nicht seinem Urteil über das Tischkuch, das wirklich nicht zu retten war, wohl aber seiner Liebenswürdigkeit, mit der er hier wieder einmal meiner engeren Heimat eine Sonderstellung einräumen wollte. Um so eifriger blieb er bei seiner Ansicht und versicherte hoch und heilig, in seiner Heimat wäre dergleichen unmöglich! Ich sollte indes bald eine glänzende Genugtuung erleben. Nach in demselben Sommer lockte er mich nämlich nach Schlesien, ins Riesengebirge, damit ich die Vorzüge seiner Heimat an der Quelle kennen lernte. Unsere Kammerwanderung war sehr schön, aber daß ich mit den Gastwirtschaften überall völlig zufrieden sein durfte, konnte ich nicht behaupten. Am schlimmsten war es in Hermsdorf, wo er in einer Gastwirtschaft, die er selbst sorgfältig ausgewählt hatte, wegen der dort herrschenden Unsauberkeit die Fassung verlor und mir unter Klüchen auf diese „Sawirtschaft“ eingestehen mußte, daß Schlesien auch nach dieser Richtung hin Pommern mindestens ebenbürtig sei. In der folgenden Nacht fand ihn in einem Hotel zu Krummhübel nun zu allem übrigen Mißgeschick auch noch ein giftiges Insekt, sodaß er am Morgen mit arg entstellter Lippe zum Vorschein kam. Jetzt ließ er sich nicht mehr halten; die Reise wurde seinerseits jäh abgebrochen. Unter furchtbaren Verwünschungen verließ er mit dem nächsten Zuge Krummhübel und eilte in sein trautes Heim in Pommern zurück, konnte es auch gar nicht fassen, daß ich noch für längere Zeit in diesem gefährlichen Orte seiner vielgerühmten Heimat verweilen wollte.

„So etwas kann einem auch nur in Pommern begegnen!“ versicherte mir ein andermal ein aus Süddeutschland stammendes Stettiner, womit er seinem nur zu gut zu verstehenden Unwillen über die Tatsache Ausdruck verlieh, daß unser Landsmann Hans Hoffmann in Pommern, ja sogar in Stettin

so wenig bekannt ist. So bedauerlich an sich diese Tatsache ist, so konnte ich doch wiederum nicht zugeben, daß Pommern auch hierin — in der Mißachtung hervorragender Landsleute — eine Sonderstellung einnehmen sollte. Mir fiel zum Glück ein kleines Erlebnis ein, mit dem ich ihn zu widerlegen suchte und das ich hier noch einmal erzählen möchte.

Als ich vor einigen Jahren auf einer Ferienreise durch Zürich kam, wollte ich meinen kurzen Aufenthalt daselbst auch dazu benutzen, den Grübern der beiden von mir hochverehrten Dichter Konr. Ferd. Meyer und Gottfr. Keller einen Besuch abzustatten. So fuhr ich eines Nachmittags über den See nach Nidberg und fragte auf der Straße diesen und jenen zunächst nach dem Landhaus, in dem Konr. Ferd. Meyer die letzten beiden Jahrzehnte seines Lebens ghaust hat. Aber zu meiner größten Verwunderung konnten mir die Leute keine Auskunft geben; ja, einige sahen mich höchst mißtrauisch an, als ob ich sie mit diesem Meyer, von dem sie offenbar nichts wußten, äßen wollte. Den einzigen Friedhof des Ortes konnte man mir freilich zeigen, und hier gelang es mir bald, Konr. Ferdinands letzte Ruhestätte zu finden.

Schlummer ging es mir am nächsten Morgen in Zürich selbst mit Gottfr. Keller. Vergebens fragte ich nach seinem Grabe das gesamte Personal des Bettes, in dem ich wohnte, bis zum Direktor, einem älteren Herrn, hinaus, der verlegen versicherte: Ja, er habe von diesem Gottfr. Keller auch schon gehört, sicher auch schon einmal sein Grab gesehen, wisse aber nicht mehr, wo das gewesen sei! Vielleicht hätte ich noch weitere Enttäuschungen erlebt, wenn nicht ein gnädiger, sehr bestiger Dauerregen eingesetzt hätte, der mich veranlaßte, diese Art der Dichterverehrung für diesmal aufzugeben.

Damals verdrosen mich diese Erfahrungen; nachmals haben sie mich öfter getrübt. Ich bin mit ihrer Hilfe und der ähnlicher Erlebnisse zu der Erkenntnis durchgedrungen, daß die pommerschen Propheten nicht schlechter behandelt werden als ihre Kollegen in den übrigen deutschen und anderen Ländern. Aber gern benütze ich die mir hier gebotene Gelegenheit, für einen solchen einzutreten. Ich will nicht sagen: ich schäme mich, aber auch ich bedauere lebhaft, daß Hans Hoffmann bei uns in Pommern noch lange nicht so bekannt ist, wie er es verdient, zumal er, was die dichterische Verherrlichung seiner,

unserer Heimat anlangt, von einem andern pommerschen Dichter kaum übertroffen sein dürfte. Das würde allein schon sein wunderschönes Buch „Von Frühling zu Frühling“ bestätigen. Aber nicht damit will ich mich hier beschäftigen, sondern mit einer kleinen, ganz allerliebsten Selbstbiographie Hoffmanns, die er uns zu seinem 60. Geburtstag 1908 geschenkt hat und die damals in dem deutschen Literaturblatt Eckart (II. Jahrg. 1.) erschienen ist, zugleich mit einigen seiner sonst noch nicht veröffentlichten Gedichte und einer trefflichen Abhandlung über ihn von Wilh. Arminius. Durch die Proben, die ich im folgenden gebe, möchte ich nicht zuletzt den Wunsch meiner Leser erwecken, die reizvolle kleine Schrift ganz und dann möglichst noch viel mehr von Hans Hoffmann kennen zu lernen. (Das betreffende Heft ist für 50 Pf. käuflich.)

Wir haben hier gleich den ganzen Hans Hoffmann in seiner humorvollen Gemütsstiefe und rührenden Bescheidenheit vor uns. So ist er von jedem Ahnendünkel weit entfernt, wenn er über die Bedeutung seines Namens spricht und dabei über den Stand seiner Urahnen mutmaßt. Liebevoll, aber ohne jede Schönfärberei berichtet er von der Herkunft und dem Wesen seiner Eltern. Sein Vater war Prediger in Stettin an St. Peter und Paul und ist einundachtzigjährig 1893 gestorben. Seine Vorfahren lebten in Franken. Die Mutter, eine geborene Gröning aus Uledermünde, wahrscheinlich holländischer Abkunft, lebt heute noch in Stettin. Alles in allem muß er von sich sagen, daß er, rein von der Geistes- und Gemütsseite genommen, in der Wahl seiner Eltern recht vorsichtig gewesen ist. Diese Vorsicht übte er, als er am 27. Juli des wilden Jahres 1848 in Stettin geboren wurde. Ich lasse ihn über seine Kindheit und Schulzeit — er besuchte das Marienstiftsgymnasium — selbst berichten:

„Eine glücklichere Kindheit ist wohl nicht leicht einem Menschen beschieden worden als mir. Ich hatte drei Schwestern, eine ältere, zwei jüngere; unser kleines, sehr altmodisch-beschränktes Pfarrhaus mit einem nicht großen, aber wunderhübschen, nach zwei Seiten hin durch den hohen Festungswall von der Welt abgeschlossenen Garten war der Sammelplatz für die beiderseitigen Freunde und Freundinnen, die sich freilich nicht immer, mit Goethe zu reden, geberdig stellten, jedenfalls nicht wie Lämmel, aber

arbeiten an der Heranbildung eines vollkommeneren Menschengeschlechts. Stachelbrüste und Fabrikmauern und die unzähligen Tafeln mit der Inschrift: „Unbefugten ist der Zutritt verboten“ müssen für den Lehrer, der mit seinen Schülern kommt, nicht aufgerichtet sein. Alle maßgebenden Persönlichkeiten müssen von dem Gedanken erfüllt sein, daß sie ihre Pflicht gegen Staat und Volk noch nicht mit der Bezahlung der Steuerrechnung erfüllt haben, sondern daß sie Mitarbeiter sein wollen an der Heranbildung eines vollkommeneren Geschlechts, indem sie die Bildungswerte, die in ihrem Besitztum und ihrer Kulturarbeit ruhen, der Jugend erschließen helfen. Dann werden die, die nun den Zutritt der Jugend zu den Stätten der Kultur organisieren müssen, leichtere Arbeit haben in der organisatorischen Bewältigung der großen Massen. Immerhin aber erfordert auch dann noch diese Arbeit eine außerordentliche Ansicht. Wenn hier Lehrerschaft und Schulverwaltung Hand in Hand arbeiten, und wenn ihre Arbeit getragen wird von der verständnisvollen Teilnahme weiter Volkskreise, dann dürfen wir hoffen, durch das Prinzip der Heimatkunde die Möglichkeit einer erhöhten Volksbildung geschaffen zu haben.

(Aus der „Hamburgischen Zeitschrift für Heimatkultur“.)

Die St.-Georg-Kapelle in Stolp.

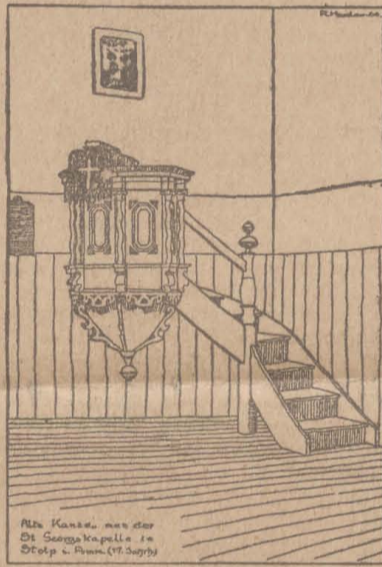
Von R. Hardow (Stolp).

Der nebenstehende Kapellenbau befindet sich in Stolp i. Pomern. Der Stolper Historiker Dr. Bonin schreibt darüber in seinem Werk „Die Hospitäler der Stadt Stolp“ folgendes: „Vermutlich aus dem 15. Jahrhundert stammend, ist diese St.-Georgs-Kapelle heute trotz ihres völlig verfallenen Zustandes eine architektonische Merkwürdigkeit seltener Art. Sie ist ein niedriger, aberzierlicher Bau im regelmäßigen Achteck, das von einer ziemlich hohen Kuppel gekrönt ist. Sie brannte 1681 bis auf die Mauern aus und wurde, wie eine noch erhaltene Totbittafel berichtet, von den Erben des eben erwähnten Bürgermeisters Lehmann 1689 wiederhergestellt und mit einer auf mächtigen Balken ruhenden hölzernen Kuppel versehen.“

Die innere Ausstattung ist wohl stets eine bescheidene gewesen, immerhin waren einzelne Stücke wertvoll genug, um in die Kapelle des neuen Hospitals hinübergerettet zu werden. Aus der St.-Georgs-Kapelle stammt vor allem eine kleine, aber gut erhaltene Kanzel (nebenstehendes Bild), etwa dem 17. Jahrhundert angehörend, ein Elgemälde auf Holz, die Kreuzigung Christi und unter dem Kreuze den Stifter in der Tracht des 17. Jahrhunderts darstellend, sowie schließlich eine Totbittafel von 1689, auf der die Söhne des Bürgermeisters Lehmann die Wiederherstellung der St.-Georgs-Kapelle bewirkt haben. — Doch steht der Wbruch der St.-Georgs-Kapelle, welche vielfach auch Ursulakapelle (von Ursula von Tessen) genannt wird, unmittelbar bevor, da sie an ihrem jetzigen Standort unmöglich ist und



mit Genehmigung des Ministers abgebrochen und an einer anderen Stelle wieder aufgebaut werden soll. Die städtischen Körperschaften haben der Kapelle einen neuen Standort auf dem sog. Schmalz-



zuletzt doch immer nach dem Worte: Paß schlägt sich, Paß verträgt sich! verfahren. Lärm gab es mitunter, als wenn zehntausend Sterbliche in der Schlacht schrieen; meine Eltern müssen gute Nerven gehabt haben. Zutimeres zu offensibaren, hindert mich der Rechtsgrundsatz, daß niemand verpflichtet ist, über seine eigene Schande auszusagen.

Eine sehr üble Zugabe zu diesen Freuden war allerdings die Schule. Mit dieser unangenehmen und viel zu langen Unterbrechung der Ferien konnten wir uns schwer befremden, mußten es aber. In den unteren Klassen gehörte ich zum leidlichen Mittelgut; einmal, in der Tertia, als ich Tanzstunden hatte, fand ich auf ein halbes Jahr zum Kuswurf der Menschheit herab; meine beste Note war Ungenügend, in den meisten Gegenständen noch mit einem Ganz deloriert. Terpsichore ist eine starke, eifrige Göttin, die keine Kollegen neben sich duldet. Danach aber mauferte ich mich stützlich und hatte die Klugheit, in der Sekunda und Prima mich den Bessern, manchmal den Besten zu gesellen. Das geschah vornehmlich unter dem Einflusse eines Lehrers namens Calo, einer Persönlichkeit von mächtiger, teilweise auch etwas wunderlicher Eigenart; er verstand es, unter Verzicht auf jede Bestrafung auch nur mit Worten, den Verneiner und den edlen Ehrgeiz auß äußerste anzuspornen, dazu nach allen Seiten hin wissenschaftliche und künstlerische Interessen aufzuregen. Ein ideal gerichteter, im Dienst seiner Schüler ganz aufgehender, sich aufopfernder Mensch, wie ich so keinen mehr kennen gelernt habe.“

Er nimmt auch Gelegenheit, seine Ansicht über die humanistische Bildung zu äußern, die ich hier mitzutheilen nicht unterlassen möchte: „Der Unterricht auf unserem Gymnasium gründete sich, wie damals selbstverständlich, durchaus auf die Prinzipien des Humanismus; Lateinisch und Griechisch waren die Säpfeiler aller höheren Bildung. Ich weiß jetzt ganz gut, daß dabei manches Zuviel mitunter lief, kann aber ganz und gar nicht finden, daß ich auf diese Art zum Griechen oder Römer erzogen worden sei, wie die neue Phrase lautet. Ich bin als Primaner trotz aller idealistischen Schwärmerei für das Hellenentum — die mir, nebenbei bemerkt, die höchsten, reinsten Genüsse dieses Lebens eingebracht hat — ein so guter und tief überzeugter Deutscher gewesen, wie ich es noch heute nach mehr als vierzig Jahren bin. Ich hoffe, daß ich für alle, die

mich aus meinen Büchern oder sonstwoher kennen, keinen Beweis anzutreten brauche.“

Die Hauptsache bei der Schule waren aber doch die Ferien. Diese waren sehr oft, besonders die vierwöchigen des Sommers, durch eine Reise ausgefüllt. Am häufigsten ging es, anfangs mit der Post oder eigenem Mietwaagen, später in sehr vorgeschrittenen Kulturzuständen mit einem kleinen Dampfschiffe, das eigens zur Beförderung der Seerkrankheit und der durch sie erzielten Magenreinigung erbaut war, nach dem unfähig kleinen Haff- und Hafensstädtchen Uedermünde, wo meine Großmutter mütterlicherseits, eines Schiffskapitans ziemlich wohlhabende Witwe, am Vollerwerk ein Haus besaß, das, erstaunlich einfach, für uns Kinder aller Wunderfülle in sich schloß. Vor allem einen Kuhstall und einen Heuboden. Auch ein Schwein gab es; leider jedoch verbot uns die barbarische Hausfittze das Zusehen beim Schlachten. Und es war so schön gewesen. Die Hinrichtung von Hühnern und Tauben, die man uns nicht immer so ganz unterschlagen konnte, gab keinen vollgültigen Ersatz dafür.

Die Landschaft von Uedermünde kann ich jetzt wohl ohne Übertreibung als ein wahres Musterstück von Reizlosigkeit bezeichnen. Selbst Storms Hüfium, ein schauerhaftes Nest, hat doch wenigstens die Heide und ein Stück Nordsee voraus, gegen die das Haff schließlich doch nicht ganz antommen kann — aber was haben wir Kinder alles in diese Jammernatur hineingelebt! Noch jetzt werde ich warm in der Erinnerung. Stettin mit seinem doch auch schon damals nicht unbeträchtlichen Schiffsverkehr verstand in ein Nichts dagegen. Der Kleine Biesenfluß, auf dem man so schön rudern und auch ganz bequem ertrinken konnte, hatte seine eigenen Reize und saftigen Schauer, und das nahe Haff erschien uns geheimnisvoller und größer als später das weite Meer.

Doch auch die Ostsee lernte ich sehr früh kennen. Jedes zweite oder dritte Jahr ging die Familie ins Bad nach Heringsdorf, das damals zum Glück noch ein sehr bescheiden-ibyllisches Stranddorf war, das von dem jetzigen Glanz und Greluel noch nichts ahnte, dafür aber seine hohen und feinen Naturschönheiten viel reiner zur Geltung brachte.“

Auch die Ferne sollte er früh kennen lernen. Als Fünfjähriger durfte er seine Mutter nach Meran begleiten. Eine Reiseerinnerung, die fasten: eine

tenberge an der Schloßstraße bestimmt und bleibt zu wünschen, daß das alte Mauerwerk die Überführung an den neuen Standort aushält und auf diese Weise die ehrwürdige Kapelle als interessantes Wahrzeichen längst vergangener Jahrhunderte der Nachwelt erhalten werden kann.“

Die Überführung ist inzwischen erfolgt, und im demselben Zustand, ungedeckt, ohne Fenster, mit zerbrochener Tür usw. steht die Kapelle jetzt seit etwa einem Jahr an dem neuen Standort. Wer gibt die Mittel, daß dieser merkwürdige Bau endlich in würdiger Weise vollendet werden kann?

Goethe und der Schutz der Bäume.

Berther schreibt an seinen Freund (II. Buch, 15. September): Man möchte rasend werden, Wilhelm, daß es Menschen geben soll, ohne Sinn und Gefühl an dem Wenigen, was auf Erden noch einen Wert hat. Du kennst die Nußbäume, unter denen ich bei dem ehrlichen Pfarrer von St. mit Lotten gefessen, die herrlichen Nußbäume, die mich, Gott weiß, immer mit dem größten Seelenbergnügen füllten! Wie vertraulich sie den Pfarrhof machten, wie kühl, und wie herrlich die Äste waren, und die Erinnerung bis zu den ehrlichen Geistlichen, die sie vor so vielen Jahren pflanzten! Der Schulmeister hat uns den einen Namen oft genannt, den er von seinem Großvater gehört hatte; so ein braver Mann soll es gewesen sein, und sein Andenken war mir immer heilig unter den Bäumen. Ich sage Dir, dem Schulmeister standen die Tränen in den Augen, da wir gestern davon redeten, daß sie abgehauen worden. — Abgehauen! Ich möchte toll werden, ich könnte den Hund ermorden, der den ersten Hieb daran tat. Ich, der ich mich vertrauen könnte, wenn so ein paar Bäume in meinem Hof ständen und einer davon stürbe vor Alter ab, ich muß zusehen. — Lieber Schatz, eins ist doch dabei! Was Menschengesühl ist! Das ganze Dorf murt, und ich hoffe, die Frau Pfarrerin soll es an Butter und Eiern und übrigem Zutrauen spüren, was für eine Wunde sie ihrem Ort gegeben hat. Denn sie ist es, die Frau des neuen Pfarrers (unser alter ist auch gestorben), ein hageres, kränkliches Geschöpf, das sehr Ursache hat, an der Welt keinen Anteil zu nehmen; denn niemand nimmt Anteil an ihr. Eine Märrin, die sich ausgibt, gelehrt zu sein . . . eine ganz zerüttete Gesundheit hat und deswegen auf Gottes Erdboden keine Freude. So einer Kreatur war es auch allein möglich, meine Nußbäume abzuhauen.

Siehst Du, ich konnte nicht zu mir! Stelle Dir vor, die abfallenden Blätter machen ihr den Hof unrein und dummig, die Bäume nehmen ihr das Tageslicht, und wenn die Rüsse reif sind, so werfen die Knaben mit Steinen danach, und das fällt ihr auf die Nerven, das stört sie in ihren tiefen Überlegungen. Da ich die Leute im Dorfe, besonders die alten, so unzufrieden sah, sagte ich: Warum habt ihr es gelitten? — Wenn der Schulze will, hierzulande, sagten sie, was kann man machen? Aber eins ist recht geschehen! Der Schulze und der Pfarrer, der doch auch von seiner Frau Grillen, die ihm ohnedies

ihn mit Schokolade fütternde freundliche Dame, eine Aderwande des Fürsten Blücher, versicherte, er sei ein sehr interessantes Kind, aber — gehorchen müsse er noch lernen! Fünf Jahre später wurde er nach Reichenhall, vier Jahre darauf ins Riesengebirge mitgenommen. So wurde die Luft am Reisen und die Freude an schöner Landschaft sehr früh in ihm geweckt und entwickelt und hat dann ferner einen wesentlichen Teil seines Lebensglückes ausgemacht. Diese Erfahrungen haben ihn aber seiner Heimat nicht entfremdet, sondern ihn ihre eigenartigen Schönheiten gerade schäzen gelehrt.

Noch einmal wendet er sich seiner Schulzeit zu, insbesondere dem deutschen Literaturunterricht, von dem er nicht sonderlich erbaud war, obwohl er von Ludw. Giesebrecht erteilt wurde, den Hoffmann freilich als Menschen mehr verehrte denn als Lehrer. Wohlthuend bescheiden berichtet er über seine eigenen ersten dichterischen Versuche: „Vermöge des natürlichen Nachahmungstriebes und einer dem Primaner ebenso natürlichen Jugendeiselei machte ich auch selbst ungeheuer viele Gedichte, die ihre Daseinsberechtigung darin fanden, daß sie mich selbst sehr glücklich machten, so lange, bis ich sie erkannte und verbrannte. Andere Leute habe ich nie damit belästigt.“

Einschieben möchte ich hier, daß in der Musik, insbesondere im Singen, der große Balladenkomponist Bode mein Lehrer war, mit welchem Erfolge, mag dies Geschichten lehren: er hatte eine besondere Vorliebe für mich und wollte mir gar zu gern die schöne Kunst des Gesanges beibringen. Als er sich einmal fast eine ganze Stunde mit mir allein abgequält hatte, ließ er sanft verzweifelnd den Fiedelbogen sinken und sagte in seiner weichen Art resignierend: „Nein, es geht doch nicht.“ Und es ist wirklich niemals gegangen. Merkwürdig ist mir aber, daß die Bode'schen Balladen so ziemlich die einzige Musik sind, die ich mir betraue ein bißchen zu verstehen einbilde, jedenfalls außerordentlich liebe.“

Als er im Herbst 1866 sein Abiturientenexamen bestand, führte ihn ein „stiller, feiner, aber falscher Instinkt der Philologie in die Arme“. Auf der Universität ging auch alles noch gut. Nachdem er vom 20. Januar 1871 als allererster Doktor des neuen Reiches — sein ganzer Stolz! — zu Halle promoviert hatte, bestand er im November desselben

